

Martin Böhnert

Braucht der Mensch Konkurrenz?

„Wittgenstein sagt.“ Das ist ein guter Anfang, dachte er. Ja, damit hätte man schon einmal all die wittgensteinophilen Zuhörer mit Interesse auf seiner Seite. Und da Wittgenstein glücklicherweise recht ambivalent rezipiert wird, würden einem alle, die diesen leidenschaftlich kritisierten auch zuhören. Ihre Augen zu argwöhnischen Schlitzeln verziehend würden sie nur darauf warten, dass sie einem das Wort im Mund herumdrehen könnten. Prima, dachte er. Sollten Sie nur kommen, dachte er, er würde ihre Kritik wie ein Fels in der Brandung an sich abprallen lassen. Es ist schön, ein Feindbild zu haben. Das beflügelt einen, dachte er, da dreht man erst so richtig auf. Ein Konkurrent zur richtigen Zeit war wie, wie... Viagra, grinste er in sich hinein. Blöder Vergleich, aber okay. Konkurrenz führt doch erst dazu, dass wir uns abgrenzen können, dass wir einen Charakter ausprägen, zu einem Individuum heranreifen. Konkurrenz ist der Katalysator, der uns aus der gleichschreitenden Langeweile herausbefördert, hinein in das abwechslungsreiche Paradies der Vielfältigkeit. Differenz! Jeder Mensch ist ungleich! Okay, dachte er, jetzt wird's plakativ. Aber mal ehrlich, dachte er, dieser homogene Einheitsbrei, der sich breit machen würde, wenn die Konkurrenz plötzlich für immer verschwinden würde, das führte doch nur zu kreativer Insuffizienz. Und sowieso, dachte er, Konkurrenz ist ja ohnehin immer da. Ist ja nicht so, als würde man Konkurrenz so selten auffinden wie Diamanten in einer Packung Frühstückscerealien. Aber das sollte jetzt keine Hypothese werden, dachte er. Keine All- oder Kein-Aussage, die irgendein bürokratischer Logiker falsifizierte, und an der man dann wieder herumpoppeln muss, bis sie einigermaßen haltbar war. Nein, du wachst auf, machst die Augen auf, und schon beginnt das frohlockende Spiel der Konkurrenz. Okay, dachte er, manchmal... Also manchmal kann Konkurrenz aber auch eher nerven. Er dachte an die bösen Blicke, das Wutschnaufen, Geifern und Drängeln an einer x-beliebigen deutschen Aldi-Kassenschlange. Das könnte man dann schon mal etwas zurückfahren, dachte er.

„Die Menge macht, dass ein Ding Gift sei“, hatte Praxelusus gesagt. Das ist gut. Der Mittelweg wieder. Aristotelische Dialektik. Fast schon salomonisch, dachte er. Aber irgendwie klang das auch wieder flach. Unattraktiv. Unsexy. Irgendwie bedeutungsschwanger, aber dann doch

wieder nur nach neuer Mitte. Irgendwie zwar wie die Oblate, die man sich auf der Zunge der Erkenntnisbegier zergehen ließ, nur um dann doch zu bemerken, „Ah, Esspapier!“.

Vielleicht ging es eher darum, wo man das Quentchen Konkurrenz wie das Salz in der Suppe brauchte. Wo es nicht destruktiv wirkte, sondern zur Artenvielfalt beitrug. Wo sich nicht zwei zickende Mütter in der Krabbelgruppe mit schnippischen Bemerkungen gegenseitig aufstachelten, sondern wo es jene idealistische Unschuld, jenen förderlichen Motor besaß, den er sich die ganze Zeit dabei vorstellte. An einem Ort, wie,... wie bei, ähm...

Verflucht, jetzt wird die Zeit langsam knapp! Ranhalten, dachte er, nicht nur denken, dachte er, sondern auch mal etwas sagen, dachte er.

„Wittgenstein sagt“, sagte er, „rede nicht, sondern schau.“